



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2010

Mutter Courage als Philosophin

Kohler, Georg

Other titles: Jeanne Herschs Widerspruch gegen den utopischen Zeitgeist

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich
ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-41143>
Newspaper Article

Originally published at:

Kohler, Georg. Mutter Courage als Philosophin. In: Neue Zürcher Zeitung, 2010, 157.

Mutter Courage als Philosophin

Jeanne Hersch wider das Utopische

Georg Kohler

Man konnte sie nicht vergessen, wenn man sie einmal lebhaft erlebt hatte. Untersetzt die Gestalt, das Gesicht bestimmt von offenen, sehr direkt blickenden Augen und von markanten, beinahe männlichen Zügen. Dennoch wirkte sie in ihrer scharfen Entschiedenheit und unumstösslichen Präsenz stets weiblich. Das mag am erstaunlichen Haarknoten gelegen haben, der ihre bis ins Alter dichte Mähne zwar altjüngferlich bändigte, aber eben auch zur Geltung brachte; an ihrer angenehm hellen, präzisen Stimme. Eigentlich aber war es der Grundton wirklicher, sozusagen mütterlicher Anteilnahme am Schicksal des Menschen, der durch all ihre strengen Urteile und harschen Verdikte gegen den Zeitgeist hindurchklang. Er bewahrte einen davor, Jeanne Hersch für eine geschlechtslos neutrale Variante verkörpertem Argumentationseifers und ironieferner Selbstsicherheit zu halten. Man musste sie als Mutter Courage der Philosophie wahrnehmen und respektieren.

Natürlich ärgerte man sich häufig über sie. Jedenfalls dann, wenn man die Mentalitätsrevolution in der europäischen Stimmungslage, für die bis heute das Datum von „1968“ steht, in vielem zustimmend begreifen wollte.

Hersch war dezidierte Antiachtundsechzigerin, und gewiss: sie hatte dafür gute Gründe. Allerdings hatte sie ebenso eine evidente Abneigung, auf die möglichen Gegengründe, die sie unweigerlich provozierte, nachhaltig einzugehen. Ihre denkerische Attitüde als öffentliche Figur war nicht das kommunikative Reflektieren dessen, was ihr widersprach, sondern das unermüdliche Rufen: „Wahrhaft Mensch zu sein, ist schwierig, aber Pflicht; Erlösung zu Lebzeiten gibt es nicht!“

So blieb sie bis zu ihrem Lebensende eine Gegnerin des „Geistes der Utopie“ und des „Prinzips Hoffnung“, jenen Gedankenzeichen für eine von Unrecht und Ungerechtigkeit befreite Gesellschaft, die in der Mitte der sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts so plötzlich und unerwartet Virulenz gewonnen hatten. Sie sah in ihnen nur die Verkennung der *condition humaine* – ihrer Chancen wie ihrer Tragik. Die Ideen von 1968 waren deshalb für Hersch nichts anderes als existenziell gefährliche und folgenreiche Selbstmissverständnisse der menschlichen Ursituation. Das immer wieder zu sagen und zu zeigen, wurde zu einem der

wichtigsten Themen der Philosophin J. H. Dabei vertrat sie ihre Position sehr grundsätzlich, im Stil der Existenzanalyse Jaspers' und auf dem Fundament einfacher Feststellungen.

Wider die Verführung zum Verrat

1995 hielt Jeanne Hersch in Zürich einen Vortrag zum Thema Drogen bzw. Drogenabhängigkeit. Sein Titel „Rauschgift als Verneinung des eigenen Menschseins“. Aus dem Vortrag und der anschliessenden Diskussion seien zwei Stücke zitiert, die symptomatisch sind. „Wenn ich höre, wie man meistens von der Drogensucht spricht, als wäre es nur eine Frage danach, was zu tun ist, damit man automatisch diesen oder jenen von der Sucht befreit, als wäre es (...) eine Grippe, dann muss ich sagen: es ist eben nicht eine Grippe, sondern es ist ein Verrat am Wesentlichen des Menschseins. Den Verlust muss man empfinden, und wenn man ihn wirklich empfindet, dann glaube ich, dass die Sache schon gewonnen ist. (...) Denn wir wissen alle, dass wir die Pflicht haben, Mensch zu werden, soweit es von uns abhängig ist, wirklich Mensch zu werden.“

An das Zitat ist die Diskussionsbemerkung anzufügen, die Hersch im Blick auf die von ihr herausgehobene „Pflicht ein wirklicher Mensch zu werden“ formuliert, die Pflicht also, ein freies, autonom handelndes Subjekt zu sein: „Wer hat je versprochen, dass Menschsein leicht ist? In unserer Zeit hat eine Mehrheit von Menschen das Gefühl, sie hätten ein Recht darauf, nicht zu leiden, keine Probleme zu haben (...). Wer hat das je versprochen? (...) Niemand hat uns das versprochen. (...) Es ist so, Menschsein ist schwierig. (...) Ich weiss nicht, warum wir dieses Gefühl haben, dass wir ein Recht auf Leichtigkeit hätten. Wir haben kein Recht darauf! (...) Wenn wir nicht fähig sind, (die Beschwerlichkeiten unseres Existierens) anzunehmen, dann (verdoppeln sie sich). Menschsein heisst, seine Freiheit zu üben an dem, was man so schwer erträgt.“

Der letzte Satz verbindet stoische Einsicht in die Endlichkeitszwänge menschlicher Lebendigkeit mit dem Lob der Selbstbestimmung. Aus dieser Kombination löst er nicht die Verheissung von Glück, aber den Trost, die menschliche Pflicht erfüllt, das heisst das Rechte getan zu haben und so nicht unter den eigenen Möglichkeiten geblieben zu sein. Man könnte diese Verknüpfung die Vereinigung von kantischer Pflicht- mit aristotelischer Tugendethik nennen. Sie ist einleuchtend. Ein Mensch zu sein, verlangt, dass wir uns zu uns selbst, zu unserem Leben und zu seinen Wahlchancen verhalten; verlangt, dass wir uns immer wieder

entscheiden, und es verlangt, dass wir mehr sind als das passive Medium von Empfindungen und fremden Manipulationen.

Darum ist die Orientierung am Gedanken der Utopie, an der Idee, dass alles besser und einmal sogar gut sein kann, für Hersch grundfalsch. Wir haben zu ertragen und anzuerkennen, dass auf menschliche Weise zu leben schwierig ist. Punktum. Wer sich dem Verdikt nicht fügen mag, ist ein Verführer zum Verrat.

Man braucht nicht weiter darzustellen, warum und wieviele Argumente es gegen dieses Verbot gibt, das „Prinzip Hoffnung“ zu denken und ins Praktische zu wenden. Doch auf *ein* zentrales Argument darf nicht verzichtet werden, weil es existenzanalytisch nicht weniger elementar ist als Herschs Hinweis auf die Tatsache, dass wir als Menschen zur Freiheit immer schon gezwungen sind. Denn genau darum, *weil* wir das sind, sind wir auch immer schon auf Selbsttranszendenz und das bedeutet: auf die Idee des Besser-und-Gut-Werdens, also auf Fortschritt vom „Weh“ – „Weh spricht: Vergeh“, heisst es bei Nietzsche – bezogen. Und es ist darum, so darf man einwenden, *auch* ein Verrat am Wesentlichen des Menschseins, wenn diese existenziale Tendenz unterschätzt, ja zum Verschwinden gebracht wird.

Dialektik, freiwillig und unfreiwillig zugleich

Herschs Sache war nicht die radikale Vernunftkritik, nicht die Subversion jedes *ordre du discours*, die die französische Theorie des Poststrukturalismus und Dekonstruktion als die entscheidende Bewegung des Widerstandes gegen den Totalitarismus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verstehen wollte. Und noch weniger konnte sie dem libertären Antikapitalismus folgen, dem von Herbert Marcuse inspirierten Neomarxismus, der damals so zwanglos das Blumenkind aus San Francisco mit den rabiaten Gesellschaftskritikern aus Frankfurt und Berlin verbündete. Herschs Sache waren die Einsichten des gesunden, will sagen: eher konservativen als neuerungsfreudigen, eher warnenden als begeisternden Menschenverstandes. Den vorsichtigen Reformismus im Sinne von Karl Poppers kritischem Rationalismus liess sie gelten. Was darüber hinaus wollte, machte sie nervös und unbeirrbar trotzig gegen alles, was Macht und Recht des Bestehenden in Frage stellte.

Freilich: wenn sie auch kaum Bereitschaft zeigte, ihre Überzeugungen zu diskutieren – was sie stets auszeichnete und ihre besondere Wirkung ausmachte, das waren die Tugenden der persönlichen Wahrhaftigkeit und des philosophischen Engagements. Man konnte ihr nicht

einfach zustimmen, aber es lohnte sich stets darüber nachzudenken, weshalb man ihr widersprechen wollte.

So wurde Jeanne Hersch zum Beispiel – besser gesagt: zum Schauplatz – jener ewigen Dialektik zwischen der Autorität und der Kritik, die zur abendländischen Philosophiegeschichte gehört wie die Figur des platonischen Philosophenkönigs und diejenige seines kynischen Komplementärs, des Denkers in der Tonne, der die Macht machtlos zu demontieren weiss. Freiwillig und unfreiwillig zugleich markierte sie beide Seiten: kraft ihrer Prinzipien und der Ausstrahlung ihres couragierten Geistes sehr freiwillig die Autorität der Kritik am Utopismus der Zeit; wegen ihrer kompromisslosen Eindeutigkeit gewiss unfreiwillig, aber ebenso tüchtig den Anstoss zur Kritik an der – und an ihrer – Autorität; zum Nein-Sagen, ohne dessen Stachel ein freies Gemeinwesen nicht Bestand haben kann. Dafür sollte man ihr noch heute dankbar sein.

Zeichen: 8193